



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rosa von Tannenburg.

ten entgegen und freute sich so innig, wenn dieser ihm eine Zeitung oder wieder einen Rosenkranz brachte, der ihm leider oft bei dem Sturme verloren ging. „Sepp“, jagte der Feldkurat, „du mußt immer gerichtet sein, die Seel' muß immer nett gepuzt sein, a nett's Gwand'l muß sie hab'n, die heiligmachende Gnade, dann kann's nicht fehlen.“ — „Sell woll, Kurat,“ jagte der Sepp, „da pass' i scho auf und die liebe Mutter Gottes ruf i ja immer an: Bitt' für uns jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Da weard alles guat gien.“

Der Sepp sollte auch wirklich ein feines Sterbestündlein haben. Während eines wütenden Artilleriefeuers in der Morgenfrühe steht der Sepp im Schützengraben und schaut aus, ob die Welschen bald kommen, aber er konnte keinen sehen. Da lehnt der Sepp seinen Schießprügel an den Schützengrabenrand. Der Hunger stellt sich ein. Beim ersten Morgengrauen hat der Sepp seinen Kaffee mitgenommen. Nun war dieser schon kalt. Er will ihn wärmen, zieht bedächtig eine Kerze heraus und schaut sie sinnend an. Wenn halt diese Kerze, Sepp deine Sterbekerze jetzt werden täte? Brennt das ewige Lichtlein der Gnade in deiner Seele? Zufrieden gab sich der Sepp die Antwort: „Da fehlt nichts!“ und er zündete bedächtig mit dem Zunderschwamm die Kerze an. Wie wehmütig still brennt das Kerzlein im Morgenrot! Da sind dem Sepp gar wunderliche Gedanken gekommen. Nun hält er seine Feldflasche über das Licht und will den Kaffee wärmen, und jetzt kracht's auf einmal ganz fürchterlich in den Lüften, gerade über dem Schützengraben pläzt ein Schrapnell und ein ganzer Eisenhagel stürzt hernieder. Ein gewaltiges Eisenstück trifft den Sepp am Kopf, er sinkt um, die Feldflasche mit dem Kaffee gleitet aus seiner Hand. Aber im letzten Augenblick denkt er noch an seine Sterbekerze. Er hält sie mit eisernem Griff umspannt, als er bewußtlos umsinkt. In wenigen Augenblicken war der Sepp eine Leiche. So liegt er still und bleich im Schützengraben, aber die Kerze brennt weiter in der toten starren Hand. So haben ihn die Sanitäter gefunden. Voll Rührung stehen sie vor der Leiche des Sepp, schauen das brennende Lichtlein in der starren Hand und sie denken an die schöne Parabel des Herrn: „Von den fünf klugen Jungfrauen, die mit brennenden Lichtern zur Hochzeit des Bräutigams gegangen sind.“ Sie zerdrücken eine Träne in den Augen. Der Sepp war ja ihr bester Kamerad. Er war mit dem brennenden Lichtlein zur Himmelstür gekommen und unser lieber Herrgott hat den kreuzbraven Tiroler gewiß alsbald eingelassen.

Der Feldpostbrief.

Schrieb meine Mutter mir einen Feldpostbrief;
 Draus wohl gingen die Zeilen und oer und schief,
 Aber gerade der Sinn und ein rührender Ton
 Grüßte mich d'raus: „Du mein lieber, lieber Sohn!“ —

Wenn ich in Schlachten und brausende Stürme gemußt,
 Trug ich den Brief meiner Mutter auf meiner Brust,
 Weit überm Rauschen der Schlacht und Trompetenton
 Hörte ich leise ihn sagen: „Mein lieber Sohn!“

Will es der Herrgott und trifft mich das tötende Erz,
 Legt mir den Brief meiner Mutter aufs sterbende Herz!
 Bis in die Ewigkeit grüßt mich sein heiliger Ton,
 Grüßt mich die Liebe der Mutter: „Mein lieber Sohn!“

Dr. Lorenz Krapp, Leutnant.

Rosa von Tannenburg.

(Fortsetzung.)

„Wie, du bringst mir Nachricht von meiner lieben Tochter Rosa? O Gott! wenn das wäre, so wärest du, liebes Kind, mir willkommen, wie ein Engel des Himmels, der meinen Kerker besuchte. O sag an — sag an — kennst du sie? Hast du sie gesehen? Hast du selbst mit ihr geredet? Ist sie gesund? Gehts ihr wohl? O rede, rede! Kennst du mir etwas gewisses von ihr sagen?“

„Ich kann euch die sicherste Nachricht von ihr geben,“ sprach Rosa. „Da seht! — Kennt Ihr diese goldene Kette? — diese goldene Münze?“

„Gott im Himmel!“ rief Edelbert und griff mit zitternden Händen darnach. „Das ist ja die goldene Denkmünze, die ich meiner Rosa in der Stunde des Abschiedes zum steten Andenken gegeben habe. Ich habe ihr sehr nachdrücklich befohlen, dieses kostbare Geschenk nicht aus den Händen zu lassen. Du mußt sehr gut mit ihr befannt sein, liebes Kind, und sie muß sehr viel auf dich halten, daß sie es dir anvertrauen konnte. Gewiß tat sie das nur, damit ich dir leichter glaube, und die Nachrichten, die du von ihr bringst, sind gewiß sehr wichtig.“

„Sie gab es nicht in fremde Hände, lieber Vater.“ sprach jetzt Rosa; „sieh — ich bin Rosa, deine Tochter!“

„Du?“ rief Edelbert erstaunt. „O betrübe mich nicht! Meine Tochter war, was ihr Name sagt, eine blühende Rose, und du — du, nein, du bist es nicht!“

Rosa hatte, bevor sie zu ihrem Vater ging, ihr Angesicht von der entstellenden braunen Farbe sorgfältig mit Seifenwasser gereinigt. Sie nahm jetzt das helle Delichtlein aus der düfteren Laterne heraus — und siehe da, ihr sanftes, holdes Angesicht war lieblicher und schöner, als es der Vater je gesehen hatte; weiß und rötlich gleich einer zarten Lilie im purpurnen Morgenscheine oder im Widerscheine einer nahe Rose. Ihr braunen Locken schwebten in Ringeln um ihr Haupt. Tränen schimmerten in ihren Augen, obwohl sie mit der Freundlichkeit eines Engels lächelte.

„Rosa, du?“ rief jetzt der Vater außer sich, und die goldene Kette entfiel seinen Händen. „Du hier? O komm in meine Arme! O, da ich dich wieder habe — jetzt mag dieser feste Bau von schweren Quadersteinen über mir zusammenstürzen; ich achte es nicht!“

Er schloß sie in seine Arme, und benetzte ihr Angesicht mit Tränen, und auch sie weinte lange an seinem Hals. „Vater! Vater! liebster Vater!“ war alles, was sie hervorbringen konnte.

„Aber sage mir doch, liebste Rosa,“ sprach der Vater, „wie kommst du hierher? Enthülle mir doch dieses Geheimnis. Welches schreckliche Schicksal hat meine Rosa so tief erniedrigt, die Dienerin des letzten Dieners in diesem Schlosse zu werden?“

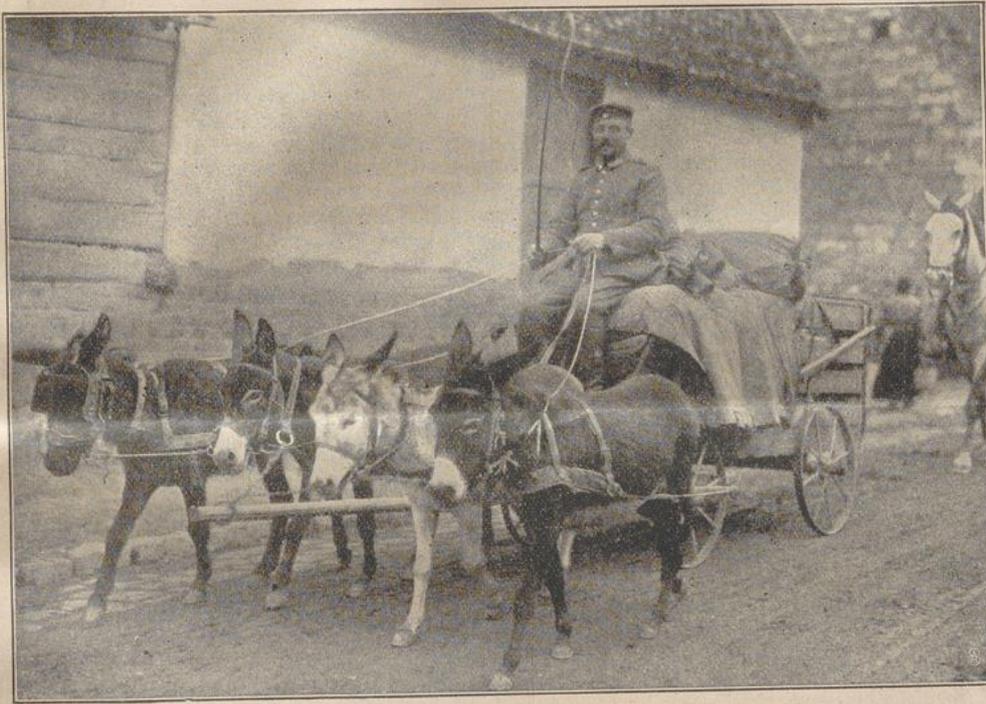
Rosa erzählte ihrem Vater ihre ganze Geschichte, wie freundlich sie der redliche Köhler im Walde aufgenommen, wie sie da immer so bekümmert um ihren Vater gewesen, wie sie auf den Gedanken gekommen, als Köhlermädchen gekleidet in die Dienste des Kerkermeisters zu treten, um so wieder zu ihrem Vater zu kommen, wie schmerzlich sie sich nach dem seligen Augenblicke gesehnt, ihn wieder zu sehen. —

„Und nun,“ sprach sie am Ende ihrer Erzählung, „hat Gott mein Gebet erhört, meinen herzlichsten Wunsch erfüllt, mir Gelegenheit verschafft, dich, bester Vater, öfter zu sehen, mit dir zu sprechen, dir hier und da eine bessere Nahrung mitzuteilen, dir allerlei kleine

Dienste zu erweisen. O, ich bin die glücklichste Tochter! Mein ganzes Leben soll ein lauterer Dankgebet sein!“

Der Vater blickte weinend zum Himmel. „Ach,“ sagte er, „nicht die glücklichste, aber die beste Tochter bist du! Ich bin der glücklichste Vater. Wie oft schmerzte mich mein hartes Schicksal, daß ich die goldene Kette hier mit der eisernen vertauschen mußte! Aber jetzt danke ich dir, o Gott, für diese Schickung! Ohne diese Schickung hätte ich das Herz meiner Tochter nie so kennen gelernt. Ich meinte, wie glücklich ich sei, als der Kaiser mir diese goldene Kette umhängte. Allein jetzt, mit dieser eisernen Kette beschwert, die meinen Fuß längst wund gedrückt hat, bin ich glücklicher als damals. Ich fühle sie nicht mehr. Ich gäbe diesen Augenblick, da ich dich in meinen Armen halte, nicht für alle Schätze der

war nur ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, mir diese Freude zu bereiten. Im Kreuz ist Heil. Durch Leiden führt Gott zu den edelsten Freuden. Dies fühle, dies erfahre ich jetzt schon. Künerrich mag, wenn er bei rauschender Musik, Trunk und Tanz die Nächte durchschwärmt, mich für höchst elend halten; allein laß den Jubel der Trompeten und das Geschrei der Zecher bis in meinen Kerker herabhallen — wie ich's oft noch um Mitternacht hören mußte — ich tausche nicht mit ihm. Bei Wasser und Brot, hier in diesem dumpfen Gefängnisse, bin ich glücklicher, als er oben in den Prachtzimmern des Schlosses, bei köstlichem Weine in goldenen Pokalen und bei ausgefuchten Speisen auf silbernen Tellern. Denn die Kette ist noch nicht geschmiedet, die den freien Geist fesseln und zurückhalten könnte, sich zu Gott



Seldgraues Viergespann hinter der Front.

Hofphot. G. Berger.

Welt! Ja,“ sagte er, und warf einen verachtenden Blick auf die goldene Kette, die noch auf dem Boden lag, „was ist Gold? — Nichts gegen die Tugend, nichts gegen die Seligkeit, mit der Gott sie belohnt.“

„Doch halt, ich tue der Denkmünze Unrecht,“ sagte er jetzt, und hob sie auf. „Sie hat einen hohen Wert; nicht weil sie aus reinem, lauterem Golde geprägt ist, sondern weil die schönen Sinnbilder und Sprüche darauf sich als eine goldreine, lautere Wahrheit bewähren!“

„Ja, liebste Rosa, eben jetzt gehen diese erfreulichen Wahrheiten an uns in Erfüllung. Gottes Auge wacht über uns! Er bewahrte dich und führte dich unschuldig und gut wieder in meine Arme. Er, dessen Blicke sich von keiner Mauer abhalten lassen, schaute in meinen Kerker und erbarmte sich meines Glends. Er bereitete uns mitten in diesem schrecklichen Kerker diese Augenblicke des Himmels. Gott ist mit uns. Dieser Ritter wollte gegen uns sein; allein er

aufzuschwingen und jeden Augenblick sein Glück in ihm zu suchen und zu finden.“

„O meine Rosa! wohl dir, daß du früh erfährst, was Kreuz und Leiden ist, daß du in den Stunden der Nacht, die andere bei Spiel, Tanz und Lärm zubringen, lieber deinen bedrängten Vater im Gefängnisse aufsuchst! Durch Leiden wirst du vor den Gefahren des Lasters bewahrt und lernst die Schönheit der Tugend mehr kennen. O Rosa, Rosa, bleibe ferner gut! Halte dich an Gott und befolge alle seine Gebote, wie das vierte. Gott und der Tugend getreu. Besiege im Glauben an den Gekreuzigten das Laster, verachte die falschen Freuden der Welt und dulde ihre Leiden — und du wirst glücklicher sein, als wärest du auf den ersten Thron von Europa erhoben!“

Rosa, innigst gerührt, versprach ihrem Vater, alles getreu zu befolgen und gab ihm die Hand darauf. Sie löschte nun ihre Dellampe und eilte fort; denn eben ver-

fündete das Horn des Turmwächters den anbrechenden Morgen.

10. Kapitel.

Koja erleichtert das Glend ihres Vaters.

Koja, von Angesicht und Gestalt nun wieder ganz das bräunliche Köhlermädchen, hatte sich mit der Torwarterin und den zwei Kindern kaum an den Tisch gesetzt, um die Morgensuppe zu essen — da trat ganz unvermutet Ritter Kunerich sehr stürmisch und eilfertig in die Stube. Kojas hatte keinen geringen Schrecken. Seit sie hier diente, war der Ritter nicht in die Torstube gekommen. Was konnte sie anders denken, als sie sei verurtheilt? Kunerich sprach mit befehlender Stimme: „Von nun an habt ihr euch um das Burgtor nichts mehr zu kümmern. Ich werde es von vier meiner Kriegsknechte besetzen lassen. Ihr beide aber begeben euch auf der Stelle — in die Schloßküche, dort zu helfen. Denn heute und morgen bekomme ich viele Gäste.“ Nun wurde es Kojas wieder leichter um das Herz. Ritter Kunerich hatte wohl gesehen, wie heftig sie erschrocken war. Er glaubte aber, ihr Schrecken sei von der übergroßen Ehrfurcht hergekommen, die sie vor ihm habe. Er lächelte selbstgefällig und blickte sie — das erste Mal seit sie in Fichtenburg war — nicht ganz unfreundlich an; denn er hatte nichts lieber, als wenn die Leute ihn fürchteten und vor ihm zitterten.

Koja ging mit der Torwarterin an die angewiesene Arbeit. Schon zu Mittag kam ein benachbarter Ritter, Namens Theobald, mit großem Gefolge an; am folgenden Tage kam Siegebert, ein anderer sehr tapferer Ritter, und viele Reisige, wie man damals die reitenden Krieger nannte, begleiteten ihn. Beide Ritter waren Kunerichs gute Freunde und Bundesgenossen. Bei nahe stündlich rückte viel Volk, theils zu Fuß, theils zu Pferd, in Fichtenburg ein. Nicht nur das eigentliche Schloßgebäude, in dem Ritter Kunerich wohnte, sondern auch alle Nebengebäude, die den geräumigen Schloßhof umgaben, waren voll Kriegsleute. Sie zündeten abends im Hofe große Feuer an und kochten, aßen und tranken, und hatten ein großes Gelärm. Kojas begriff sehr wohl, was dieses alles zu bedeuten habe; sie hatte schon so manche dergleichen Zurüstungen zum Kriege erlebt. Wirklich trat auch, da sie eben abends spät den zwei Kindern zu essen gab, die Torwarterin totenbleich in die Stube und rief, indem sie die Hände über dem Kopfe zusammenschlug: „O Kinder betet! Es ist Krieg. Euer Vater, der die Leute aufbot und eben heim kam, muß auch mit fort. Morgen in aller Frühe brechen sie auf.“

Am folgenden Morgen, bevor sich die Tageshelle zeigte, wurde zum Ausbruche geblasen. Der Torwarter, der einer von des Ritters tapfersten Kriegern war, hatte sich schon gewaffnet. Im eisernen Harnische und mit dem Schwert an der Seite, die eiserne Pickelhaube auf dem Kopfe und den Spieß in der Hand, nahm er Abschied von Weib und Kindern. Mutter und Kinder weinten, und Kojas weinte so herzlich mit, als wäre sie auch seine Tochter. Er ermahnte sein Weib und seine Kinder, alle Tage für ihn zu beten. „Bete auch du für mich, fromme Kojas“, sagte er, „daß ich Weib und Kind wieder sehen möge!“

Die fremden Ritter, alle prächtig gerüstet, die Reisigen, mit blanken Schwertern, das Fußvolk, mit langen Piken bewaffnet, zogen geordnet zum Tore und über die Fallbrücken hinaus. Kunerich war der letzte des Zuges. Er übergab, als alle hinaus waren, die Tor Schlüssel dem alten Burgvoigte und sprach: „Du, alter

Getreuer, behalte die Schlüssel bei Tag und bei Nacht in deiner Verwahrung; ohne daß du selbst, wenigstens mit zwei von meinen Kriegsknechten, die zur Besatzung zurückbleiben, dabei bist, darfst du niemand weder herein noch hinaus lassen. Dafür bürgst du mir mit deinem alten, grauen Kopf.“ Er gab dem Pferde den Sporn, sprengte über die donnernde Fallbrücke, und sogleich wurde die Brücke aufgezogen und das Tor verschlossen und verriegelt.

Koja und die Torwarterin hatten, nachdem die vielen Leute fort waren, den ganzen Tag sehr viele Arbeit, in der Schloßküche die Geschirre zu reinigen, und alles wieder in Ordnung zu bringen. Am Abend sagte die Torwarterin zu Kojas: „Kojas! Morgen früh will ich mit meinen zwei Kindern meine alte Mutter in dem nächsten Dorfe heimsuchen. Denn von dem Kriegsgetümmel ist mir der Kopf ganz voll, und von dem Abschiede das Herz wund. Dieser Besuch wird mich ein wenig aufheitern. Vor spätem Abend komme ich nicht heim; denn der Weg ist für die Kinder ziemlich weit. Du kannst morgen auch ausruhen; denn das Schloßtor geht dich jetzt nichts mehr an. Nur vergiß das Essen für die Gefangenen nicht, und Sorge dafür, daß du auch uns, wenn wir heimkommen, ein gutes Essen vorsetzen kannst.“ Am Morgen, mit Aufgang der Sonne, ging sie mit ihren Kindern fort.

Wer war nun glücklicher als Kojas? Sie dachte an keine Ruhe. In den verschlossenen Tagen konnte sie wegen vieler Arbeit ihren Vater nur auf Augenblicke sehen; jetzt konnte sie ihm, was ihre kühnsten Wünsche übertraf, einen ganzen Tag widmen. Sie hatte sich schon lange her alles ausgedacht, und alles war schon vorbereitet, ihm sein Glend zu erleichtern. Vor allem war sie darauf bedacht gewesen, ihn mit frischem, weißen Zeuge zu versehen. Sie hatte von der feinen Leinwand, die ihr die Köhlerin geschenkt hatte, ihrem Vater einige Hemden gemacht, und in den wenigen freien Stunden, die ihr bei ihrem harten Dienste übrig blieben, oft noch um Mitternacht daran genäht. Ebenso hatte sie von dem Garn, das sie selbst gesponnen, einige Paar Strümpfe für ihn gestrickt. Sie eilte nun zu ihrem Vater und brachte ihm die neuen Hemden und Strümpfe; sie stellte ihm ein großes Geschirr mit lauem Wasser, nebst Seife und Handtuch in sein Gefängnis; auch gab sie ihm den Schlüssel, seine Ketten abzulegen. Dem guten Edelbert, der die Keiligkeit überaus liebte, war dies eine große Wohlthat, nach der er sich so lange vergebens gesehnt hatte. „Ich fühle mich wie neugeboren!“ sagte er, als Kojas nach einer Stunde wiederkam, das Waschgeschirr zu holen.

„Nun mußt du doch wieder einmal frische Luft schöpfen, liebster Vater!“ sagte Kojas. Aus dem dunklen Gange, der zum Gefängnisse führte, ging ein enges Türchen in ein freundliches Gärtchen, das der Kerkermeister zu benutzen hatte, und das Kojas sehr gut in Ordnung hielt. Dahin führte Kojas ihren Vater. Der Morgen war unvergleichlich schön. Die Sonne schien warm und lieblich; die Luft wehte lau und erquickend. Es war dem guten Ritter, da er so aus dem dunkeln Kerker an Gottes freie Luft und an das Sonnenlicht herauskam, als träte er in den Himmel. „Mein Gott“, sagte er, „wenn es einem nach dem Tode so leicht und wohl ist, so sollte man gerne sterben!“

Koja brachte ihm nun sein Frühstück, eine kräftige Fleischsuppe, heraus unter den Nußbaum, der in einer Ecke des Gärtchens nächst dem Wachturme stand, wo ein Tisch und eine Bank angebracht waren. Sie sagte,

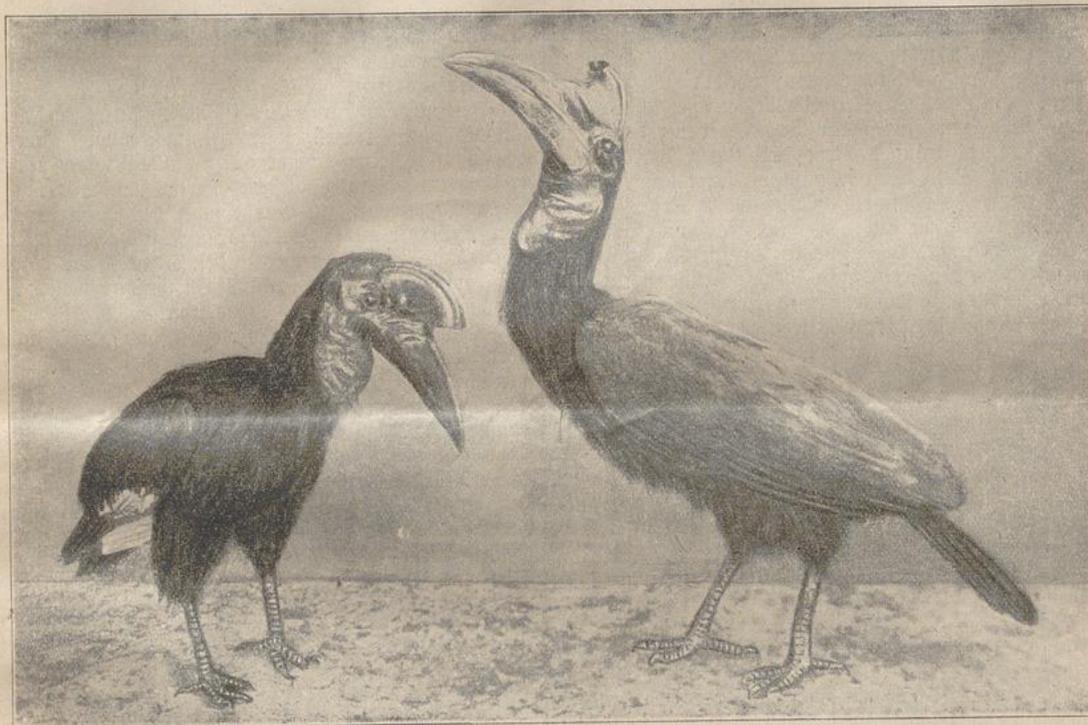
daß er den ganzen Tag im Freien zubringen könne. „Gern,“ sagte sie, „blieb ich den Tag hindurch bei dir, liebster Vater, wenn ich nicht so manches, das höchst nötig ist, zu tun hätte. Ich will aber schon öfter nach dir sehen!“ Sie eilte fort; er aber ging, den herrlichen Morgen, recht zu genießen, im Glanze der Sonne auf und ab. Ihre erwärmenden Strahlen taten ihm innig wohl und belebten ihn gleichsam neu. Er dankte Gott mit Tränen für die Sonne — und noch mehr für die Liebe seiner Tochter. „Liebe ist die rechte Sonne in der Geisterwelt“, sagte er, „die alles erwärmt und belebt; ohne sie wäre die Welt ein dumpfes, trauriges Gefängnis“

Rosa, die ihrem Vater auch ein gutes Mittagessen heraus gebracht, und ihn den Tag hindurch wohl zehn-

zogen; ein neuer dichter Teppich von reiner Wolle diente zur Bettdecke. Auf dem weißgedeckten Tische stand ein Geschirr voll schöner wohlriechender Blumen. Die dumpfe Kerkerluft war verschwunden, und liebliche Blumendüfte erfüllten das Gefängnis. „O wie viele Freude machst du mir!“ sagte Edelbert. „Wahrhaftig, die kindliche Liebe kann die Lebenswege der Eltern mit Blumen bestreuen; Liebe kann einen düsteren Kerker zu einem Paradiese umschaffen.“

„Aber,“ sprach er jetzt, indem er das reingeweißte Gemölbe und die Mauern betrachtete, „dir allein war es nicht möglich, dieses alles zustande zu bringen. Wer in dieser feindlichen Burg konnte so gutherzig sein, dir zu helfen?“

Rosa sagte: „Es befindet sich ein alter Kriegermann



Abessinische Hornraben.

Stichothek Berlin 68.

mal, aber allemal nur auf einige Augenblicke, besucht hatte, kam nun abends wieder, und führte ihn — ach mit schwerem Herzen! zurück in das Gefängnis. Aber wie erstaunte er, als er hinein trat! Er glaubte, Rosa, habe sich verirrt, und ihn anstatt in seinen Kerker in ein Zimmer des Schlosses geführt. Die Wände und das Gewölbe, die vorhin schwarzgrau wie Eichenrinde ausjahren, waren licht und weiß getüncht, und den heißen Tag hindurch bereits völlig getrocknet. Der unfreundliche Ziegelboden war gesäubert und mit weißem Sande bestreut, der ihm ein rötliches Aussehen gab — fast so schön, sagte Rosa, wie feiner weißer Flor, den man über Rosenrot trägt. Schutt und Messeln vor dem Fenster waren weggeräumt, und der schöne blaue Himmel blickte durch die hell gereinigten Fensterscheiben freundlich herein. In der Bettlade befand sich frisches Stroh, über das ein weißes Leinentuch ausgebreitet war; auch ein Kopfkissen, das bisher fehlte, war da, und frisch über-

in dieser Burg, der in seiner Jugend ein Maurer gewesen und von seinem Handwerke noch hie und da Gebrauch macht. Vorige Woche war er einige Tage krank. Die Torwärterin schickte ihm auf meine Fürbitte öfter solche Speisen, die dem kranken Manne dienlich waren. Ich brachte sie ihm, und wenn es meine Zeit erlaubte, setzte ich mich an sein Bett und redete mit ihm. So sprach er einmal — ohne zu wissen, daß ich deine Tochter sei — mit großer Ehrfurcht und herzlichem Bedauern von dir. Er sagte, er habe in jener Schlacht, die durch Rumerich bald verloren gegangen wäre, durch dich aber gewonnen wurde, auch mit gefochten, und sei schwer verwundet worden; er würde damals auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und umgekommen sein, versicherte er, wenn du dich nicht seiner angenommen hättest. Gestern Abend hat ich nun sehr schüchtern, mir zu helfen, dein fürchterliches Gefängnis ein wenig besser in stand zu bringen. Ich dachte, er würde Schwierigkeiten ma-

chen. Allein er lobte mein Vorhaben sehr, und übernahm den größten Teil der Arbeit mit Vergnügen. „Mag es auch Kumerich inne werden,“ sagte er, „ich frage nichts darnach. Er kann nichts dagegen haben, daß ich den Ritterstand ehre.“

Edelbert erkundigte sich bei Rosa näher nach dem alten Krieger und sprach dann: „Ich erinnere mich nicht mehr, ihm Gutes erwiejen zu haben; allein die Dankbarkeit des Mannes rührt mich sehr. Du siehst hier, liebe Rosa, wie das Gute, das wir längst vergessen haben, nach vielen Jahren noch gute Folgen haben kann.“

Nun brachte Rosa das Abendessen. „Heute wollen wir wieder einmal zusammen speisen, liebster Vater!“ jagte sie. Sie hatte einen Stuhl mitgebracht und setzte sich zu ihm. Die Mahlzeit war klein, aber reinlich, und sehr gut zubereitet. Es war der zärtlich sorgjamen Tochter geglückt; gerade die Lieblingsgerichte ihres Vaters zusammen zu bringen: eine Suppe von gepelxter Gerste, ein paar gebratene Feldhühner nebst Endiviesalat, und zum Nachtisch ein Teller rotgesottener Krebse, die mit grünen Sellerieblättern zierlich umlegt waren. Auch trug sie ihrem Vater, der bisher nichts als Wasser und rauhes Brot bekommen hatte, eine Flasche guten Wein nebst sehr gutem Brot auf.

„Aber um des Himmels willen, liebste Rosa,“ sprach der Vater, indem er auf den Tisch und auf das Bett blickte, woher nimmst du bei deiner Armut dieses alles?“ Rosa sagte, die Köhlerin habe ihr die weiße Leinwand geschenkt, und Agnes habe ihr erst gestern die Feldhühner und die Krebse gebracht; das wenige Uebrige habe sie von ihrem Lohne und von dem Trinkgelde angeschafft, das ihr die Gäste für das Aufschließen des Tores schenkten. Daß sie aber ihr eigenes Kopfkissen, unter dem Kopf hervor, ihrem Vater abgetreten hatte, davon ließ die gute Tochter sich nichts merken. Der edle Vater war höchst vergnügt. „Ich speiste schon an der Tafel des Kaisers,“ sprach er, „allein so hat mich noch nie eine Mahlzeit erfreut und erquickt! Gott wird dir deine Liebe vergelten, liebste Rosa!“

Rosa fühlte sich aber noch glücklicher; ja in ihrem Leben hatte sie noch nie eine solche Seligkeit empfunden, als in dieser Stunde, da sie ihren Vater so bewirten konnte. Sie empfand es recht: „Seliger ist geben, als nehmen. O wie glücklich könnten die Reichen sein,“ jagte sie, „wenn sie das wüßten! Wie selig könnten die Kinder sein, die reich genug sind, ihren Eltern recht viel Gutes zu tun! Sie müßten auf Erden schon den Himmel haben.“

Rosa mußte nun wieder an ihre Arbeit gehen, und für die Torwärtlerin und deren zwei Kinder kochen. Sie eilte, indem sie ihrem Vater gute Nacht wünschte, schnell zur Türe hinaus. Allein das Gefühl der Vaterfreude, eine solche Tochter zu haben, ließ ihn lange nicht schlafen. Und als er endlich einschlief, so war sein Schlummer so sanft und erquickend, wie noch nie in seinem Leben.

Rosa brachte nun ihrem Vater jeden Tag eine neue Freude. Morgens brachte sie ihm zu seinem Stückchen trockenen Brotes ein Glas frische Milch, oder ein paar weichgesottene Eier, oder goldgelbe Butter auf einem grünen Rebblatte, was dem armen Gefangenen sehr wohl bekam. Sie gab ihm, so oft sie es ohne Aufsehen tun konnte, ihre kräftige Mittagsuppe, und nahm dafür mit seiner geringen Suppe vorlieb. Sie aß oft nicht zu Nacht und trug das Stücklein Braten, das sie am Sonntage, oder das Stücklein Kuchen, das sie sonst zuweilen bekam, ihrem Vater zu. Sie stellte ihm von Zeit zu

Zeit frische Blumen, die er sehr liebte, in das Gefängnis, und brachte ihm die Früchte, die sie hie und da geschenkt bekam. Sie hatte ein Paar goldene Ohrringe, die sie bei der Gefangennehmung ihres Vaters eben getragen hatte, den einzigen Schmuck, der ihr geblieben war, durch den Köhler verkaufen lassen, um ihrem Vater von dem Gelde manches Nottwendige, besonders aber alle Tage einen guten Becher Wein, der ihm sehr wohlthat, anschaffen zu können. Sie lebte ganz und gar nur für ihn.

Als der Kerkermeister einmal auf einige Tage aus dem Felde nach Hause kam, einiges zu bestellen, sah er nach den Gefangenen. Er staunte nicht wenig, als er die Türe zu Edelberts Gefängnis geöffnet hatte. Er schüttelte den Kopf und sprach: „Ritter Kumerich dürfte dieses nicht sehen, sonst könnte ich auch in eine solche Zelle mit vergitterten Fensterlein kommen, die aber sicherlich nicht so freundlich aussehen würde. Indessen gefällt mir alles sehr wohl. Was es doch schönes um die Reinlichkeit ist! Einige Hände voll Kalk und Sand, nebst etwas Müß' und Arbeit, haben dieses dunkle Gefängnis in ein reines, helles Zimmer umgeschaffen; indes mancher sein Zimmer durch Nachlässigkeit und Unreinlichkeit zu einem düstern Kerker macht.“

Draußen auf dem Gange jagte der Torwärtler aber sehr ernsthaft zu Rosa: „Höre, Köse! Ich will dein mitleidiges Herz gegen den Ritter eben nicht tadeln. Ich kann mir auch denken, daß du sonst noch viel Gutes erweistest, und will auch das gelten lassen. Allein laß dich dein Mitleiden nicht verleiten, ihm zur Flucht zu verhelfen. Es würde ihm zwar nie gelingen; dafür ist mit den Schlössern und Niegeln am Burgtore und mit den Fallbrücken zu gut gesorgt. Allein der Versuch könnte mich unglücklich machen. Ich käme um Amt und Brot und würde mit Weib und Kind für immer aus dieser Burg verstoßen. Ja, mein Herr wäre imstande, mich in der Wut zu erstechen. Denn ich habe es ihm mit meinem Kopfe verbürgt, daß die Gefangenen gut verwahrt seien. Mache mich also nicht unglücklich und setze mein Leben keiner Gefahr aus.“ Rosa mußte ihm das heilig versprechen, und bevor er wieder abreiste, es ihm noch einmal auf das feierlichste angeloben.

(Fortsetzung folgt.)

Gebet zu Joseph!

„Mein Bruder kam schon im September 1914 verwundet in russische Gefangenschaft. Die ersten drei Monate blieben wir ohne Nachricht; dann schrieb er fast regelmäßig alle Vierteljahr eine Karte aus Sibirien. Seit April 1916 blieben sie aus; wohl hatte er auf der letzten Karte angegeben, er werde mit den übrigen Gefangenen bald versetzt werden und werde uns dann die neue Adresse angeben, doch all unser Sehnen und Hoffen war vergebens; es kam keine Nachricht mehr. Wir wandten uns ans Rote Kreuz; vergebens. In dieser Not rief ich vertrauensvoll den hl. Joseph an, betete mehrere Monate lang täglich zu seiner Ehre die Josephslitanei und bat ihn, er möge mir durchs liebe Christkind wenigstens zu Weihnachten ein Lebenszeichen von meinem lieben Bruder zukommen lassen. Und wirklich, an Weihnachten kommt eine Karte aus Rußland, worin mein Bruder schreibt, er sei den ganzen Sommer über bei einem Bauern in Arbeit gewesen, sei gesund und wohl und wir brauchten ihm nichts zu schicken, er